

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 23. September 1915

Kriegsfreiwilliger Söneland.

Romanette von Franz Krüger.

Karl Ernst Martens war neunzehn Jahre alt und fühlte sich immer noch etwas befangen in seiner neuen Würde als Leutnant. Das war auch alles gar zu schnell gegangen — wie im Traume.

Vor sieben Monaten noch Schüler des Gymnasiums, und gerade keine besondere Hoffnung der Prima, dann innerhalb weniger Tage mit Not-Kei-zeprüfung als Kriegsfreiwilliger in die Kaserne und in die graue Uniform, auf den Exerzierplatz, ins Feld und ins Feuer.

Staubhaftes war an ihm vorzubezeigen. In ungefähren Schüßengräben hatte er gefunden, gelegen, geschossen, Hitze und Kälte empfunden und geschlafen, von unsäglicher Müdigkeit überwältigt. Mit wildem Hurrahschrei war er von dort gegen den Feind gestürzt. Dazwischen wieder Marschtage und Marschstage, aber wollte es nicht enden, zuweilen aber auch ein ruhiges Quartier, wo man sich von wochenlangem Schmutz säubern, in einem wirtlichen Bett liegen und seine Gedanken ein wenig sammeln konnte. Ein paar tolle Zeilen an Mutter, eine Karte an einen der daheimgebliebenen Freunde: „Ich lebe noch!“ — „Hurra, es geht vorwärts!“ — „Sollte ich sollen, balte mich in gutem Gedächtnis!“

Karl Ernst Martens mußte sich wohl in all diesem Kampfstoben außerordentlich bewährt und hervorgetan haben. Schon in der fünften Woche gab man ihm das Eisener Kreuz, später die Tressen eines Unteroffiziers. Als er sich aber, in einem heißen Gefecht, mit einer Schar von seiner Truppe abgeschnitten, durch eine starke feindliche Abteilung tollkühn durchschlug und seine Leute so wie über fünfzig Gefangene zurückbrachte, wurde er Offizier — Stellvertreter, und nicht lange darauf kam seine Ernennung zum Leutnant.

Wie ein wüster Traum erschien ihm dies alles noch an dem Frühlingstage, da er langsam den Laufgraben abschrift, um sich nach dem Unterstand zu begeben, der schon unter den grünen Waldbäumen lag.

Es war um Mittag, und die Leute holten das Essen von der Feldküche, die an zwei Kilometer hinter dem letzten Schützengraben am Rande eines Dorfes stand.

Der Tag war schön und bis auf ein fernes, dumpfes Dröhnen in der Luft so still, daß Karl Ernst Martens nach Wochen wieder einmal das wunderbare Gefühl des Ausruhens hatte. Freilich drüben — etwa sechshundert Meter vor der ersten Linie — lagen die Franzosen, und in der Nacht konnte man manchmal Gesang hören, der von dort kam. Aber heute hatten sie noch nicht geschossen und schienen auch nicht die Absicht zu haben, einen Angriff zu unternehmen. Auch in ihren Gräben mochte es jetzt nach Essen riechen und nach dem Duft von schwarzem Kaffee.

Als der junge Leutnant bei jenem Unterstand angelangt war, wandte er sich zurück, atmete tief die milde Luft ein und sah einem Zug von Leuten entgegen, die eben mit gefüllten Eimern von der Feldküche kamen. Das war ihm gerade recht, denn auch ihm mußten sie jetzt ein wenig bringen, und er hatte ordentlichen Hunger, den Hunger eines Neunzehnjährigen, der seit dem Frühstück nichts zu sich genommen hatte, als ein paar Süßbrot-Schokofrüchte und den Rauch einer Zigarette, die er hier und da an die Lippen führte, um einen langsamen Zug daraus zu tun.

Er kannte die Leute mit den Eimern nicht; sie waren erst zwei Tage zuvor eingetroffen und lagen nicht in seinem Graben. Wie sie aber in seiner Nähe waren und mit „Augen links“ an ihm vorbeischnitten, blieb sein Blick an einem von ihnen haften.

Ein wunderliches Empfinden überkam ihn erst, dann ein starkes Staunen. Ganz so wurde das braungefärbte Junglingsgesicht.

Das war ja... Klein doch, es konnte nicht sein... Lindenhaar... Wie sollte denn das zusammenhängen?... Gewiß, er hatte sich geteilt, freilich, der zwei vierzigjährige, auf-fallend schlanke Mann mit dem etwas wirren, leise angegrauten braunen Bart hatte ihn... das war keine Täuschung... hatte ihn auch mit einem Wundern in den Augen angesehen.

„Hallo, Sie, Gef. eiter!“ rief Leutnant Martens einen an, der in dem Zuge der Offiziere als letzter und ohne Gefolge ging.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

„Gehören Sie zu den Leuten hier?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

„Da ist einer darunter? ... so und so.“

Er schüttelte den Soldaten, den seinen Herr Leutnant, antwortete der Gefreite, „den mit der großen, runden Brille? ... Ja, das ist auch sonne pudrige Kruste.“ „Professor“ rufen wir ihm. 'n Lehrer aus Berlin oder sowat... Kriegsfreiwilliger Söneland, Herr Leutnant!“

„Also doch... dachte Martens... Söneland... Sein Lehrer Wilhelm August Söneland, der Stille, aber in Träumen, wie sie ihn in der Schule nannten, wenn er einmal besonders nett war... Der Oberlehrer für Deutsch und Geschichte am dem Berliner Gymnasium, dessen Bänke der nunmehrige Leutnant Karl Ernst Martens noch vor einem halben Jahre gebrüht hatte, in steter Angst und Sorge um den nächsten Klassenaufsatz, vor dem er immer ein geheimes Grausen gefühlt hatte. Denn da konnte ihm doch seine gute Schwester Elise, die Lehrerin, nicht helfen, wie bei den häuslichen Arbeiten dieser Art; da mußte er schon im Schweife seines eigenen Angesichts so furchtbar schwere, geistigste Sätze bauen für Herrn Söneland und Gedanken entwickeln, die sich doch nicht einstellen wollten.“

Sein Lehrer Söneland, den er trotz allem doch außerordentlich hochschätzte, Kriegsfreiwilliger... als ganz gewöhnlicher Soldat ohne Rang und Abzeichen im Felde... Und sein Schüler Karl Ernst Martens, dieses jungen Kerlschen, das so schlechte Aufätze machte und in Geschichte auch nur immer gerade noch mitrutschte, war bereits Offizier und der Vorgesetzte seines getrennten Lehrers, der vor ihm stammte und ihn mit hörbarem Rud grüßen mußte, wenn er vorbeikam, wie eben jetzt.

Das war doch eine sonderbare Geschichte, und der Leutnant nahm sich vor, seinem besten, jetzt noch in der Schule schweigenden Freunde Thoman, der wegen alzu großer Kurz-sichtigkeit untauglich war zum rauen Kriegshandwerk, schnell ein paar Zeilen darüber zu schreiben. Die ganze Oberprima, soweit sie eben noch vorhanden war, sollte ihre Freude haben.

Zunächst, eine kuriose Geschichte und eigentlich zum Lachen. Aber Karl Ernst Martens brachte es doch nicht dazu. Etwas Wunderliches war in ihm, das durchaus nicht mittun und den Gedanken, dem Freunde ein paar lustige Zeilen zu schreiben über die Begegnung, nicht gutheissen mochte. Aber seine Schwester Elise sollte schleunigst einen Bericht bekommen. Der war ja, wie er wußte, Oberlehrer Söneland gut bekannt, als älterer Kollege freilich, da er an derselben höheren Lehrerschule in deutscher Literatur unterrichtete, wo sie selbst die Jüngsten in die Geheimnisse der französischen und englischen Sprache einzuführen hatte. Das war auch geig-neter für sie und ihr etwas schwärmerisch veranlagtes Gemüt als für die Jungen, denen mehr das Späßhafte der Sache eingeleuchtet hätte. Ein strenger, wenn auch beliebter Lehrer, der seinem Schüler aufs Wort und ohne mit der Wimper zu zucken, parieren und doch knirschend in seinem Innersten denken mußte, daß dieser selbe Leutnant vor ein paar Monaten noch pflichtgemäß zu bibbern hatte, wenn er trotz aller Einflüsterungen die Panischen Kriege heillos durcheinander brachte.

Nach dem Essen schon schrieb Leutnant Martens den Brief an seine Schwester. Er schüttelte ihr, wie Herr Oberlehrer Söneland mit einem Suppen- und Kaffeelöffel an ihm vorbei marschiert war, ein Feldgrauer mit schweren, lehmigen Stiefeln und einer Uniform, so hergenommen und verstaubt, daß dem immer mit peinlicher Sorgfalt getleideten Mann gewiß vor sich selber graute.

Die Sammelstelle für die Feldpost befand sich an einem weiter entfernten Unterstand, zu dem Leutnant Martens sich begab, als er im Laufe des Nachmittags wieder aus dem Schützengraben kam. Gerade hob er den Dendel des ungefügen Kaffees, um diesem seinen Brief anzuvertrauen, da erschien ein Soldat, nahm die vorgeschriebene Haltung an und wartete: Söneland, und wieder fühlte er, daß er tot wurde. Aber er gab sich einen Rud streckte mit lebhafter Herzlichkeit die Hand aus und rief, vor Befangenheit etwas stotternd: „Herr... Herr Oberlehrer!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ antwortete Söneland mit heller Stimme (in der Schule sagte man, er spreche Tenor), und ergrieff die Hand des jungen Offiziers, um sie kräftig zu schütteln.

Dabei entfiel ihm der Brief, den er in seiner Rechten gehalten, und es

geschah, daß Herr Leutnant Karl Ernst Martens, seine Würde völlig vergessend, sich schleunigst bückte, das Schreiben vom Boden aufhob und es dem Soldaten reichte.

„Wenn ich bitten darf, Herr Oberlehrer“, sagte er fast schüchtern. Seine Gedanken waren wieder in der Schule.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ gab Söneland stramm zurück, aber in einen großen, blauen Augen hinter den runden Brillengläsern war ein Lächeln.

„Wiewohl sich's nicht recht schiden mag, Herr Leutnant“, fuhr er leiser fort, und da dieser verlegen drein-sah und ganz im Banne seines Schul-respektes zu sein schien: „Aber sehr, sehr hübsch ist es doch von Ihnen, mein lieber Karl Ernst Martens... Auch daß Sie mich nicht vergessen haben... Ja, wenn man so seinem alten Lehrer plötzlich über den Kopf wächst wie Jona der Zerebintbbaum lazumal in Ninive.“

„Aber, Herr Oberlehrer, dafür — dafür kann ich doch eigentlich gar nichts.“ „Hob' ja nur meine Schuldigkeit getan wie alle anderen.“ „Ich werde doch nicht — kann doch nicht!“

So ein ganz klein wenig nahm er sich's doch über, daß er den Schüler in sich noch immer nicht ganz zu unterdrücken vermochte und sich sogar über den Scherz des Lehrers so freute, als könnte ihm dies bei der nächsten Zensur zugute kommen. Wenn jener nur nicht gleich fragte, was mit dem Wunderbaum des Propheten Jona eigentlich los war. So ganz genau hätte da Herr Leutnant Karl Ernst Martens nicht Bescheid gewußt, eher wäre ihm noch die vielgeürchtere „Bier“ im Notbüchlein des Herrn Söneland sicher gewesen.

Aber der Kriegsfreiwillige dieses Namens fragte nicht. Dagegen nahm er die Einladung des jungen Offiziers, ihn doch in seinem Unterstand aufzusuchen und an seinen allzu zahl-reichen Liebesgaben teilzunehmen, mit herzlichem Dank an. Als sich dann Martens entfernte hatte, öffnete Söneland den Brief, der ihm vorhin zu Boden gefallen war, suchte auf den vier beschriebenen Seiten eine leere Stelle und schrieb:

„Nun, mein verehrtes grünelin Elise, habe ich Ihren lieben Bruder Karl Ernst wirklich als Leutnant angetroffen. Er schreibt Ihnen wohl auch darüber, und so wird Ihnen Meldung und Beistätigung in einem. Wie denn Goethe sagt, daß Memoiren von oben und unten sich begegnen müssen. Bleiben Sie mir auch weiter gut, selbst wenn das Zitat nicht völlig stimmen sollte.“

Leutnant Martens hatte seinen Lehrer als Gast im Unterstand und bewirtete ihn fürstlich mit all dem Guten, das er in seinen vielen Paletten fand. Söneland ließ sich Essen und Trinken ohne Genüßensbedenken schmecken und plauderte dazwischen mit seinem Schüler über die Prima und anderes, erzählte auch, was ihn veranlaßt habe, freiwillig in den Krieg zu ziehen. In seiner Jugend sei er nicht einmal als „Landsturm ohne Waffe“ zu brauchen gewesen, um so mehr hätte es ihn gefreut, daß er als Biergänger dem Vaterlande Kraft und Blut geben dürfe. Mit habe er ja müßen! Ein Lehrer der Geschichte — wie sollte der nicht mit eigenen Augen sehen und am eigenen Leibe erfahren wollen, wie Weltgeschichte gemacht werde! Er habe bisher seine Ahnung gehabt, die sei ihm erst aufgeblüht, als er zum ersten Male im Feuer gestanden sei.

Der Kriegsfreiwillige Söneland schrieb dann auf die Bitte des Leutnants einen Brief an seine Prima, und was Martens gestern wie Hoffen erschien, da er an Thoman über die Begegnung berichten wollte, das klang hier ganz anders. „Der Schüler ward zum Führer, der Lehrer, der ihn erzog, lernt ihm gehorchen. Seifsam scheint diese Wandlung und manch einer mag lächeln darüber. Laßt ihn! Er hat diese wunderbare, große Zeit nicht erfaßt. Die Jugend voran, Freunde! Zeige sie, was wir zu machen wußten aus ihr. Jetzt don-nern die Kanonen. Immer näher und näher... Hurra, nun kommen wir wieder daran!“

Sie kamen daran. Schon in der Frühe des nächsten Morgens gab es Sturm. Die feindlichen Gräben wurden genommen. Zwischen dem zweiten und dritten wurde Leutnant Martens von einer Schrapnellkugel getroffen.

Kriegsfreiwilliger Söneland jag ihn zu Boden sinken. Er sprang hinzu, nahm den Bewußtlosen auf und trug ihn von der besonders gefährdeten Stelle, betafete ihn zitternd, schnitt ihm den Hod auf, aus dem das Blut quoll. Die linke Schul-

ter und der Oberarm waren verletzt, schwer aber nicht tödlich. Söneland hatte die Freude, seinen Schüler aus der Betäubung erwachen zu sehen; er übergab ihn den herbeieilenden Sanitätskolonnen und stürzte dann zurück, den anderen nach.

Mit einer leichten Verwundung kam er wieder. Auf dem Verbandplatz fand er den jungen Leutnant, der tunigerecht verbunden auf der Trage lag. Er sollte in den Lazarettzug gebracht werden. In die Heimat ging es, nach Berlin.

Leutnant Karl Ernst Martens sagte: „Ach, Herr Oberlehrer, jetzt ist aber für mich die Weltgeschichte wieder aus.“

„Für zwei, drei Monate, mein Junge“, antwortete der Kriegsfreiwillige Söneland und streifte seine Vorgesetzten. „Uno Schwester Elise wird nun zu tun haben. Was ich mir sehr schön dente“, fügte er hinzu, während aus seinen großen Augen ein Leuchten kam. Diesmal aber nicht durch die runden Brillengläser. Die hatte eine tüchtige Kugel mit einem Fegen Haut über dem Ohr in die Luft geschleudert.

„Und ich“, sagte Karl Ernst Martens mit schwachem Lächeln, „durf ich ihr wohl einen schönen Gruß bestellen von dem Herrn Oberlehrer, der heute seine Kei-zeprüfung bestanden hat für das Eisener Kreuz?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ antwortete der Kriegsfreiwillige Söneland und gab dem Herrn Leutnant Karl Ernst Martens einen Kuß auf die Stirn.

Die Patriotienliga.

Sitze von W. Johannes.

Die Erde dampfte und der Regen taufte eintönig wie ein Gießloch vom dunkelgrauen Himmel. Seit Tagen, seit Wochen ging das so, man konnte glauben, daß zu allem andern in diesem Unglücksjahr Frankreich auch noch erfährt werden sollte. Herr Jules Baroche stand, in einen feinen Schlafrock gehüllt, aber sonst jetzt zum Ausgehen angekleidet an dem hohen, breiten Fenster seines eleganten Frühstückszimmers und starrte in den trüben Morgen hinaus. Er war groß und hager und hatte ein schmales, faltiges Don Quixote-Gesicht, von dessen Kinn ein weißer Knäuelbart wie ein dicker Eiszapfen herunterstropfte.

Das Frühstück stand unberührt. Die flackernden Flammen des Kamins waren in zitternde Reflexe auf den kostbaren Porzellanplatten, sie spiegelten sich in dem schweren Silbergeschloß, das auf der Damastdecke des Tisches stand und in ihrem Schein golden aufglühte. — Jules Baroche sah nichts von der ganzen Herrlichkeit. Seit einer Stunde starrte er hinüber nach dem Städtchen Beauville, das er bis vor kurzer Zeit als Bürgermeister beherrscht hatte. Seine Villa lag etwas von der Stadt entfernt neben seiner Fabrik auf einer Anhöhe. Er konnte ganz Beauville überblicken, das, in einen feuchten Dampf gehüllt, trüb, schwarz und melancholisch vor ihm lag mit dem vieredigen Rathaus in der Mitte. Wie ein drohend erhobener Finger sah dieser Turm von ferne aus. Jules Baroche schaute. Jetzt war es halb zehn Uhr und er hatte sich feierlich verpflichtet, um zehn Uhr den Major Rodow zu empfangen, den die Deutschen als Ortskommandanten eingelebt hatten und der jetzt ahnungslos dort im Rathaus saß.

Wie ein wüster Traum erschien ihm das jetzt. Immer wieder fuhr er sich mit der feuchten Hand über die Stirn, als ob er damit seine Gedanken wegwischen könnte, aber sie wickeln nicht. Wie ganz anders hatte er sich diesen Winter vorgestellt! Als der Krieg ausbrach, war er eben im Begriff gewesen, sein Amt als Bürgermeister niederzulegen. Die Weinwand-fabrik, die er aus kleinen Anfängen zu hoher Blüte gebracht hatte, sollte sein Schwiegersohn übernehmen, der jetzt irgendwo in einem Schützengraben lag und er selbst wollte einmal aufatmen, zum erstenmal seit dreißig Jahren einen vergnügten Winter in Paris erleben. Alles war nichts, alles hatten ihm die Preußen verdorben mit ihrem Krieg. Wenn sie durchaus die Welt erobern wollten, so konnten sie damit doch wenigstens warten, bis er gestorben war.

Wie er sie hatte, diese Preußen, diesen dicken, alten Major, der da brüllte in seinem eisigen Antezimmer hoch und mit einem Dutzend Landwehrlenten ganz Beauville in der Hand zu haben glaubte. — „Glaube!“ — „Baroche piff durch die Zähne.“ — „Glaube!“ — Seit Wochen war die Patriotienliga heimlich am Werk, jeder Mann in Beauville wußte, was er zu tun hatte, wenn die Sturmglode lä-

lete. Wie ein Blitz mußten sie über die kleine Befestigung kommen, die hilflos war, wenn der Kommandeur fehlte. Mit Begeisterung hatte er gestern abend, als die entscheidende Sitzung der Patriotienliga in seinem Hause stattfand, sich selbst erboten, den Major auf sich zu nehmen. Es war der schönste Augenblick seines Lebens gewesen. Alle jubelten ihm zu, brühten ihm die Hände, umarmten ihn. Ganz Frankreich würde dem Beispiel von Beauville folgen und sich erheben wie ein Mann, wenn erst einmal an einem Platz seiner Trich gemacht war, wenn sie sahen, wie leicht es ging.

Jetzt, im kalten Licht des Morgens stiegen dem Bürgermeister allerlei Gedanken auf. Er war seiner Sache nicht mehr so ganz sicher wie am Abend vorher, als der schwere Wein die Begeisterung mächtig aufklimmeln ließ. Ohne daß er sich's selbst recht eingesehen mochte, bedauerte er fast, sich so sehr in den Vorbergrund gedrängt zu haben. Er hatte noch nie einen Menschen erschossen — das war auch so eine Sache. Würden seine Hände nicht zittern, würde er nicht den Mut verlieren? Und dann wußte man nie sicher, wie so etwas ausging. Wenn etwa der Major zuerst schoß? Jules Baroche wurde ganz kalt bei diesem Gedanken.

Die Uhr über dem Kamin schlug dreiviertel zehn Uhr. Mit einem energischen Entschluß schlüpfte Jules Baroche aus seinem Schlafrock und ließ sich vollends an. Der Diener brachte den Leberzieser, die Gummischuhe und einen Regenschirm. Als er das Zimmer wieder verlassen hatte, steckte Jules Baroche einen kleinen, niedlichen Revolver in die Tasche, die sich komisch bauchte, als stecke ein Apfel drinnen. Gut, daß er sich wenigstens von niemandem zu verabschieden brauchte. Frau und Tochter waren im Süden. Er warf einen langen, schmerzlichen Blick auf den lieb gewordenen Raum und dann ging er. Als die Haustür hinter ihm ins Schloß fiel, schauerte er nervös zusammen. Er war fertig mit dem Leben. Mit zögernden Schritten ging er hinab zur Stadt. Nur ein ganz aufmerkamer Beobachter hätte merken können, daß sich in Beauville etwas vorbereitete. Es standen trotz des Regenwetters mehr Männer als sonst auf den Straßen umher, die Jules Baroche mit gespannter Aufmerksamkeit nachblickten. Vor der Kirche, dem Rathaus gegenüber, traf er Jean Labarbe. Er war ein kleiner, dicker Mensch mit einem scharf geschnittenen Gesicht, der sich einbilde, ein Doppelgänger des ersten Napoleon zu sein und der nicht wenig stolz darauf war. Er hatte die Aufgabe, im rechten Moment, sobald der Leineweber mit dem deutschen Major fertig war, das Zeichen zum Läuten der Sturmglode zu geben. Darauf wartete er, die Arme über die Brust verschränkt, und starrte in die Luft. Jules Baroche begrüßte ihn.

„Viel Glück“, sagte Labarbe. Dann zog er die Brauen hoch, es fiel ihm auf, daß Baroche freideblich war.

„Nun?“ fragte er verwundert.

Jules Baroche hörte die Frage gar nicht, es lag ihm wie ein Nebel auf allen Sinnen. Eine ungeheure Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, er gitterte an allen Gliedern und besah nur noch so viel Selbstbeherrschung, daß er geradeaus lief. Er wußte, daß er umkehren würde, wenn er jetzt nur erst stehen blieb. Sein Herz schlug wie ein Hammer. Er stolperte die Rathausstiege empor, sah wie durch einen Vorhang die Landwehrlenten, die in einem Portierzimmer die Wache hatten und klopfte endlich im ersten Stock an die Tür seines einzigen Antezimmers.

„Herein!“ schrie drinnen jemand so laut und energisch, daß der Bürgermeister zusammenfuhr.

Der Major war eben mit dem Frühstück fertig. Der Diener stellte das Porzellan auf einem Servierbrett zusammen, als Jules Baroche eintrat. Major Rodow vernichtete die Serviette, warf sie auf den Tisch und erhob sich. Er war groß und breit, mit einem glatt rasierten, intelligenten Gesicht.

„Ah, welche Überraschung!“ sagte er liebenswürdig in ausgezeichnetem Französisch. — „Willkommen, Herr Bürgermeister!“

Er schob dem Besucher selbst einen Stuhl zurecht, während der Diener Hut und Schirm des Bürgermeisters nahm und schüttelte ihm kräftig die Hand. Baroche setzte sich ängstlich und widerwillig und deckte die Linke über die gebauchte Tasche, welche den Revolver barg. Rodow hob ihm die gefüllte Zigarettenkiste zu. Der Franzose wollte abwehren, aber seine Zigarette brannte, ehe er selbst mußte, wie.

Jules Baroche fühlte sich immer

unbehaglicher. Aus dem mächtigen bartlosen Gesicht des Offiziers sahen ihn ein Paar graue, scharfe Augen ruhig und durchdringend an. Nervös wandte er den Blick und sah auf die Hand des Alten, welche die Zigarette hielt. Es war eine große schwere Hand, wohlproportioniert, mit harten Sehnen. Wenn diese Hand ergriff —! Der Bürgermeister schauderte, wenn er das zu Ende dachte.

„Nun darf ich wohl fragen, was Sie zu mir führt?“ Jules Baroche fuhr auf, als ob er eben aus einem Traum erwachte. Er fühlte, daß er erblühte, aber er nahm sich zusammen.

Er hatte sich eine große Rede zu-rechtgelegt. Nicht wie ein Räuber wollte er den Major überfallen, den ganzen Schmerz Frankreichs, die ganze Wut des Volkes wollte er ihm ins Gesicht schleudern, ehe er zum Revolver griff.

„Herr Major“, sagte er und versuchte, sich drohend zu räuspren, „Nordfrankreich ist verhehlet, die Bewohner verarmt, die Industrie vernichtet...“

„Ja, ja“, erwiderte Rodow, als der Franzose eine kurze Pause machte, „das ist traurig, ich weiß es; aber wir beide werden es wohl nicht ändern können.“

„Unsere Industrie ist vernichtet“, wiederholte Baroche, der den Jaden seiner Rede in der Erregung plötzlich verloren hatte.

Der Major blies eine mächtige Rauchwolke gegen die Decke. Er verstand nicht, worauf der Franzose hinaus wollte. Er war doch wohl nicht nur deshalb gekommen, um sich Trost zu sprechen zu lassen.

„Bei Ihnen hier ist es übrigens nicht einmal so schlimm“, sagte er. „Nicht schlimm?“ Baroche redete sich empor. „Nicht schlimm? Wie können Sie das sagen! Wissen Sie, was ich sonst verdient und was ich jetzt verdiene?“

„Wenn Sie auch jetzt nur fünfzig Prozent...“

„Fünfzig Prozent!“ Der Bürgermeister wurde rot wie ein Krebs und rang die Hände. „Wie können Sie das sagen. Ich sehe zu! Sehen Sie...“

Er stand auf, um näher an den Major heran zu kommen, hielt diesem die gepreßten Finger vor die Augen und begann zu reden, zu rechnen. Er rechnete seine Ausgaben vor und seine Einnahmen, Punkt für Punkt. Je länger er sprach, desto mehr erriet er in Eifer. Er hatte die Patriotienliga, den Revolver in seiner Tasche, die Befreiung Frankreichs — alles vergessen. Er war nur Geschäftsmann.

„Und so sieht es mit allen von uns, wir gehen zugrunde“, jammerte er, „und wer hilft uns?“

Der Major begann zu verziehen.

„Das ist ein merkwürdiger Unfall“, sagte er, nachdem er eine Weile geduldig zugehört hatte. „Ich habe heute morgen“, er nahm ein großes Notizbuch von einem Seitenschemel, „Auftrag erhalten, große Warenvorräte zu rekurieren, und dachte eben daran, Sie zu mir bitten zu lassen, als Sie selbst kamen. Es handelt sich um große Warenposten verschiedenster Art.“

Damit entfaltete er einen großen Bogen vor Jules Baroche, dem plötzlich das Sonderbare der Situation zum Bewußtsein kam. Statt diesen Mann zu erschrecken... Ach was, dachte er. Und dann zog er sein Notizbuch, um sich die Aufträge zu notieren, die ihn persönlich angingen.

Eine Stunde später ging es im Nebenzimmer des ersten Weinwandraufs von Beauville sehr erregt zu. Jean Labarbe tobte vor Wut und nannte den Bürgermeister einen Verräter und einen Spion, es fehlte wenig, so wäre zuletzt hier noch Blut geflossen. Aber es gelang, die beiden zu trennen und als Baroche ungefähr aufzählte, was der Major alles brauchte — gegen bares Geld — wurden die Gemüter bald ruhiger. Die Diskussion nahm zusehends sanftere Formen an.

„Was sollen wir“, wogte endlich ein Weinbändler zu sagen, „einen Menschen erschießen, mit dem wir Geschäfte machen können. Fast du nicht gehört, was er an Wein kaufen will. Wenn wir den Auftrag teilen...“

Seine Worte sollten Labarbe gelten, aber umsonst sah er sich jetzt nach dem Napoleonskopf deselben um. Während noch die Wogen der Erregung hoch gingen, war Labarbe geräuschlos verschwunden. Jetzt war er schon im Rathaus, denn er wußte, daß es außer ihm noch ein Dutzend andere Weinbändler in Beauville gab.

Gewürte.

Arbeitsführer löst den müdigen Geld, bereit, ihr Diner und Warten; Bekämpfer in Meeren aller Welt; Deutschland hat viele Willkürden!